HEYNE

Das Buch

Obwohl Karigan den Schwarzmagier Mornhavon in eine ferne Zeit verbannt hat, ahnt sie – und mit ihr König Zacharias –, dass dieser magische Bann nicht lange währen wird. Und so versucht Lord Alton verzweifelt, die Bresche in dem großen Wall zu schließen, um Mornhavon aufhalten zu können und mit ihm die wilde Magie, die das Land verwüsten und seine Einwohner versklaven wird. Auch das geheimnisvolle Volk der Eleter ist beunruhigt und zieht nach Sacor, um ein Gespräch mit dem König zu suchen. Kann Zacharias den magiebegabten Wesen trauen? Tatsächlich wird wenig später Lady Estora, die künftige Königin, entführt. Karigan, die sich währenddessen gemeinsam mit dem jungen Reiter Fergal auf einer einfachen Mission befindet, wird schon bald hineingesogen in die düsteren Machenschaften, die fernab der Königsburg für Unheil sorgen: Eine alte Frau, die Knoten der Macht knüpft, ein Hauptmann, der Karigan bis aufs Blut hasst, ein Dieb, der sich hinter einer schwarzen Maske verbirgt, und nicht zuletzt die Verräter des Zweiten Reiches haben sich gegen den König verschworen, den Karigan insgeheim liebt. Als sie einer mysteriösen Botschaft folgt und unversehens auf Lady Estoras Entführer trifft, gerät die junge Reiterin selbst in höchste Gefahr …

Die Autorin

Kristen Britain, geboren und aufgewachsen im US-Bundesstaat New York, veröffentlichte ihr erstes Buch – eine Cartoonsammlung – im Alter von dreizehn. Nach dem Studium arbeitete sie viele Jahre als Park Ranger. Ihre Fantasy-Saga um die magischen Reiter (»Der magische Reiter«, »Die Botin des Königs« und »Der schwarze Thron«) katapultierte sie an die Spitze der Bestsellerlisten. Derzeit lebt sie mit Hund und Katze in einer Blockhütte in Maine. Inspiration für ihre phantastischen Geschichten zieht die Autorin aus der Liebe zur Natur, dem Kanufahren und Wandern.

Kristen Britain

DER SCHWARZE THRON

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
THE HIGH KING'S TOMB
Deutsche Übersetzung von Michael Nagula

Deutsche Erstausgabe 04/2009
Redaktion: Angela Kuepper
Copyright © 2007 by Kristen Britain
Copyright © 2009 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

eISBN 978-3-641-07719-8

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

www.heyne.de
www.heyne-magische-bestseller.de

Zum Andenken an Batwing,
meinen bösen Buben, mein wahres Wunder,
über den Bände geschrieben werden könnten
über die Macht der Liebe
und den Willen zu leben,

und

zum Andenken an Earl Grey,
meinen lieben Freund und Manuskriptbüter,
einen lichten Geist,
der so strahlend hell leuchtete,
wenn auch viel zu kurz.

Ihr fehlt mir, Jungs. Ihr fehlt mir wirklich.

FLAMMENKRONE

Im Herbst folgten die Falken und Adler einem uralten Weg am Himmel auf ihrer Reise nach Süden, wo sie überwintern wollten. Es war derselbe Weg, den schon ihre Vorfahren genommen hatten, seit sie in Zeiten, an die sich niemand mehr erinnerte, begonnen hatten zu fliegen. Ihr Weg führte sie von Norden aus am großen schäumenden Fluss entlang, der von den Gletschern zum Meer verlief, und weiter über einige Anhöhen. Das waren die Teligmar-Berge der Provinz Mirwell an der westlichen Grenze von Sacoridien.

Vielleicht waren die Raubvögel erleichtert, als sie die Hügel am Horizont sahen, denn solche Wegzeichen halfen ihnen, sich zu orientieren, so wie der stärker werdende Nordwind ihnen, die noch Hunderte von Meilen vor sich hatten, dabei half, mit den Anstrengungen der Reise fertig zu werden. Sie schwebten in Aufwinden über die gerundeten, vom Wetter geschliffenen Kuppen, ruhten sich auf Luftströmungen aus und hielten die Augen offen nach Beute, vielleicht einem vereinzelten Singvogel, der sich auf seine eigene Wanderung konzentrierte, oder einem achtlosen Nager.

In diesem Jahr entdeckten die Raubvögel mit ihren scharfen Augen in den Hügeln etwas Neues, Seltsames: Menschen. Eine große Menge Menschen hatte sich auf einer Hügelkuppe niedergelassen. Es gab Gruppen von Zelten und anderen

Unterkünften zwischen den Bäumen und Felsen, Holzrauch stieg auf, Stimmen wurden vom Wind herangetragen, und Metall glitzerte in der Morgensonne. Die Raubvögel spürten eine seltsame Macht von dort unten ausgehen, etwas, das ihre kleinen Vogelhirne nicht begreifen konnten, das ihnen aber eindeutig das Gefieder sträubte. Was immer es sein mochte, die Raubvögel kümmerten sich nur um ihren Weg nach Süden und nicht um die Angelegenheiten der Menschen. Sie überquerten die Teligmar-Berge und würden Sacoridien bald ganz dem Winter überlassen, und die Erde drehte sich unter ihren ausgebreiteten Flügeln.

Sobald die Frau aus ihrem Zelt kam, wurde sie von aufgeregten Kinderstimmen empfangen. Sie drängten sich um sie, redeten alle auf einmal, zupften an ihrem Rock, um auf sich aufmerksam zu machen, zeigten ihr, wo gerade ein Milchzahn ausgefallen war, und baten sie, mit ihnen zu spielen oder ihnen eine Geschichte zu erzählen. Sie lachte und tätschelte ihnen die Köpfe, und die Falten um ihre Augen und den Mund wurden ausgeprägter.

Es war ein milder Herbstmorgen, aber kalter Wind fegte über die Kuppe des Hügels so wie immer, wirbelte das Laub um ihre Beine herum auf und zupfte eine stahlgraue Locke aus ihrem Zopf. Sie hatte genug vom Wind, aber die Kinder störte er nicht, und sie hatte gesehen, wie viele Falken ihn für ihren Weg nach Süden nutzten. Die Anhöhe, auf der ihre Leute lagerten, hatte einen entsprechenden Namen: Falkenhügel.

»Immer mit der Ruhe, Kinder«, sagte sie. »Wir werden später noch Zeit haben zu spielen und Geschichten zu erzählen. Jetzt muss ich erst einmal mit Ferdan sprechen. Ferdan? Wo steckst du?«

Ein flachsblonder Junge hob die Hand, und die Frau wate-

te durch die Flut anderer Kinder, um ihn zu erreichen. Er sah ausgemergelt aus, hatte dunkle Ringe unter den Augen und einen Schmutzfleck am Kinn. Sein Hemd war nicht richtig zugeknöpft, als hätte er sich allein angezogen.

»Wie geht es deiner Mama heute?«, fragte sie. Sie kniete sich hin, um sein Hemd neu zuzuknöpfen und gerade zu ziehen.

»Nicht besonders gut«, sagte der Junge. »Sie hustet ganz arg.«

Als die Frau mit dem Hemd fertig war, stand sie auf und drückte dem Jungen einen nach Kräutern duftenden Beutel in die kleinen Hände. »Sag ihr, sie soll diesen Tee trinken, dreimal täglich, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Setz einen Topf Wasser in ihrer Nähe auf, bis es dampft, damit sie leichter atmen kann. Verstehst du das? Aber pass auf und verbrenn dich nicht.« Als sich nichts an Ferdans besorgter Miene änderte, zauste sie sein Haar und sagte: »Ich komme heute Nachmittag vorbei und besuche sie. Und jetzt geh und sorge dafür, dass deine Mama den Tee bekommt.«

»Ja, Großmutter«, sagte Ferdan, dann schoss er davon zu einem Unterstand aus einer fleckigen Decke, die sowohl das Wetter fernhalten als auch ein wenig Abgeschiedenheit verschaffen sollte, den Beutel an die Brust gedrückt.

Sie würde schon dafür sorgen, dass seine Mutter durchkam. Es war eine Tragödie, wenn ein Kind seine Mutter verlor. Sie schüttelte den Kopf und wandte ihre Aufmerksamkeit den anderen Kindern zu. »Ist es nicht Zeit für euren Unterricht bei Meister Holdt?« Jammern und Stöhnen kam von den Kindern, aber kein wirklicher Widerspruch, und sie scheuchte sie leise lachend davon.

Nur ein Kind blieb, nachdem die anderen weg waren, ein kleines Mädchen, die Enkelin der alten Frau. Lalas Geist war

zu schlicht für den Unterricht, und sie spielte nicht gern mit den anderen. Sie sprach auch nicht. Also folgte sie die meiste Zeit ihrer Großmutter oder beschäftigte sich allein.

Die Frau mochte Lalas wahre Großmutter sein, war jedoch allen im Lager als Großmutter bekannt. Sie brachte die Kinder dieser Leute zur Welt, verarztete sie, wenn sie krank waren, kümmerte sich um ihre Wunden und beriet sie in Fragen von Ehe und Familie. Sie leitete sie auch in spirituellen Dingen an. Als der Tag kam, aus Sacor zu fliehen und eine sichere Zuflucht zu finden, war sie es gewesen, auf die sie gehört hatten, und sie waren ihr auf der mühevollen Reise durch das Land bis ganz nach Westen, nach Mirwell, gefolgt, manchmal über Straßen, aber noch öfter quer durch die gnadenlose Wildnis des Grünen Mantels. Es war nicht einfach gewesen, und nicht alle hatten es überlebt, aber die Überlebenden zeigten ihre Dankbarkeit für ihre Voraussicht und Weisheit gern.

Sie war eine einfache Frau und froh, sie trösten zu können. Ihr Vertrauen ehrte sie. Sacor zu verlassen war verstörend gewesen und hatte viele Opfer gekostet. Sie hatten ihre Handwerke, Geschäfte, respektable Stellungen in der Gemeinde aufgeben müssen, Bauernhöfe, Katen und Häuser. Anfangs hatte sie sich die meisten Sorgen um die Kinder gemacht, aber in den folgenden Monaten gelernt, wie zäh die Kleinen waren. Sie betrachteten die Flucht als ein großes Abenteuer, sie lagerten und versteckten sich in diesem gewaltigen wilden Land, und die älteren Jungen spielten gern »Gesetzlose«, was für gewöhnlich bedeutete, dass der »König« und seine Männer die »Gesetzlosen« des Zweiten Reiches verfolgten und es damit endete, dass die Gesetzlosen den Feind mit ihren Stöcken besiegten, die sie statt Schwertern schwangen. Immer siegte das Reich, und die Jungen jubelten begeistert.

Für die Erwachsenen waren Verstecken und Zeltlager schwerer, denn sie wussten, was sie aufgegeben und für immer hinter sich gelassen hatten. Ja, sie hatten viel verloren, aber ihre Freiheit und ihr Leben waren ihnen geblieben, und sie konnten ihre Amulette und Tätowierungen mit dem schwarzen Baum offen tragen. Eines Tages, glaubte Großmutter, würde der schwarze Baum von Mornhavon wieder gedeihen, aber auch in der Zwischenzeit würden sie sich nicht dem Gesetz des Königs unterwerfen.

Als der König im Laufe des Sommers die Existenz des Zweiten Reiches entdeckt hatte, war die Sekte in Sacor beinahe sofort zusammengebrochen, nachdem ihr Anführer Weldon Spurlock gefangen genommen worden war. Es war allerdings nicht Weldon gewesen, der sie verraten hatte, sondern ein anderer aus ihrer Gruppe, Westley Uxton. Er hatte Namen genannt, was zu weiteren Verhaftungen führte, und jemand hatte noch mehr Namen verraten und so weiter. Großmutter hatte mit kaum mehr als hundert Gläubigen fliehen können.

Andere hatten sich entschieden, in Sacor zu bleiben und darauf zu hoffen, dass man sie nicht entdecken würde, ebenso wie alle, die zu alt oder zu krank waren, sich auf den Weg zu machen. Einige brachten sich um, damit der König sich ihrer nicht bedienen konnte, um Informationen zu erhalten, und einige waren Agenten, die wussten, wie sie der Gefangenschaft entgehen konnten.

Die Flüchtlinge aus Sacor hatten ihr Lager auf einer Seite der grauen Granitkuppe aufgeschlagen, auf der die Kinder mit Meister Holdt ihre Lektionen rezitierten, und ihre Eltern wuschen Wäsche, reparierten Haushaltsgegenstände, kümmerten sich um Hühner und Ziegen und bereiteten sich darauf vor, an den Flanken des Hügels zu jagen. Die Soldaten

lagerten auf der anderen Seite der Kuppe und waren gerade dabei, ihre Klingen zu schleifen, sich im Schwertkampf zu üben und zu frühstücken. Ihr Zelte und die gut gebauten Schuppen waren zwischen Felsgruppen errichtet oder an Vorsprünge gelehnt.

Die Soldaten waren keine Kinder des Reiches, wurden aber vom König genauso verfolgt. Einige waren Banditen, Söldner und Deserteure, aber die meisten Loyalisten des alten Lord Mirwell, der vor zwei Jahren versucht hatte, den König zu stürzen. Die Loyalisten waren gezwungen gewesen, sich zu verstecken, um der Gefangennahme und einer unvermeidlichen Hinrichtung zu entgehen.

Großmutter war überzeugt, dass es Gott war, der ihre Leute und die Soldaten zusammengeführt hatte, so unwahrscheinliche Verbündete sie auch sein mochten. Ihre Leute brauchten Schutz, und sie musste anfangen, ein Heer aufzubauen, und tatsächlich hatte sie den Anführer der Soldaten bei ihrem Exodus an einem Kreuzweg gefunden. Sie hatte kein Gold, um die Soldaten zu bezahlen, und keine Stellungen zu vergeben, um sie zu belohnen – zumindest jetzt noch nicht –, aber sie hatte ihnen ein Ziel aufzeigen können, denn sie hatten einen gemeinsamen Feind: den König von Sacoridien.

Wenn die Zeit gekommen war, würde sie die Truppe mit den Frommen des Zweiten Reiches verstärken. Einige Männer und ältere Jungen ihrer Sekte übten bereits mit den Soldaten. Andere befanden sich noch in den Milizen einzelner Provinzen oder von Privatleuten, ebenso wie im Heer des Königs. Wenn sie sie rief, würden sie zu ihr kommen, gut ausgebildet und bereit, jede Aufgabe zu erledigen, die sie vergab.

Es war weise von den Ahnen gewesen, sich in die normale sacoridische Gesellschaft zu mischen und ein Netzwerk aus

Sekten in den Provinzen und sogar in Rhovani aufzubauen. Sie hatten nicht nur das Militär infiltriert, sondern auch den Handel und die Gilden. Sie besaßen Bauernhöfe und verkauften Waren. Sie lebten wie alle Sacorider auch, erwarteten aber insgeheim eine Zeit, in der sich das Reich wieder erheben würde.

Eines Tages würden sie über jene herrschen, die einmal ihre Nachbarn gewesen waren, würden allen Handel und das Militär kontrollieren. Das Reich würde dieses Land der Heiden endlich erobern. Das war der Traum der Fünf gewesen, die nach dem Langen Krieg das Zweite Reich gegründet hatten, und Großmutter glaubte, dass die Erfüllung dieses Traums nicht mehr weit entfernt war.

Solche Gedanken wärmten sie immer und erfüllten sie mit Stolz auf ihre Leute. Über ein Jahrtausend hatten sie so vieles erduldet, ihre Geheimnisse gewahrt und abgewartet. Ihr Tag würde kommen.

Der Offizier, der die Soldaten befehligte, näherte sich über die Kuppe der Stelle, wo Großmutter den Morgen genoss, und blieb vor ihr stehen. Sie hatten schon vorher vereinbart, sich hier zu treffen.

»Lala, Liebes«, sagte sie zu ihrer Enkelin, »hol mir doch bitte meinen Korb.«

Das kleine Mädchen schlüpfte in ihr gemeinsames Zelt und kehrte beinahe sofort mit einem Korb mit langem Griff zurück, in dem sich die Stränge von Großmutters Wolle befanden.

Der Soldat, der auf sie wartete, war hochgewachsen und breitschultrig und bewegte sich mit der Geschmeidigkeit eines gut ausgebildeten, disziplinierten Kriegers. Er trug eng sitzendes Leder und ein brauchbares Langschwert in einer zerschlagenen Scheide an der rechten Hüfte. Man sah ihm die

Spuren seiner Kämpfe deutlich an, die Narben und besonders eine Augenklappe und einen Haken an seinem rechten Handgelenk, der die fehlende Hand ersetzen sollte. Er war einmal ein Favorit des alten Lordstatthalters gewesen und hatte sich als erfahren und sehr fähig erwiesen. Großmutter hatte ihn sehr gern.

»Guten Morgen, Hauptmann Immerez«, sagte sie.

»Morgen.« Seine Stimme war tief und rau. »Wir sind bereit für Euch.«

Sie nickte und folgte ihm über den Gipfel. Ohne sich zu vergewissern, wusste sie, dass Lala ihr mit dem Korb hinterherlief. Das Mädchen war immer interessiert an den Aktivitäten ihrer Großmutter, ob sie nun Kranke heilte oder Übeltäter bestrafte. Vielleicht fand Lala das alles unterhaltsam. Da sie nicht sprach und sich auch nicht viele Gefühle anmerken ließ, war es schwierig zu sagen, was sie dachte. Dennoch, sie war gehorsam, und ihr Schweigen störte ihre Großmutter nicht, denn sie war daran gewöhnt. Sie hatte das Mädchen vor neun Jahren aus dem Leib ihrer toten Tochter geschnitten; selbst damals hatte das Kind, obwohl es überlebt hatte, keinen Laut von sich gegeben, als es zur Welt kam, und seitdem geschwiegen.

Der Hauptmann führte sie in eine Ecke des Lagers, wo der gefesselte und scharf bewachte Gefangene saß. Der Mann war voller Prellungen, Risse und Schwielen. Zweifellos waren unter der geschundenen Haut auch einige Knochen gebrochen.

»Jeremiah«, sagte die Großmutter, »ich bin enttäuscht von dir.«

Als er seinen Namen hörte, blickte der Gefangene zu ihr auf. Eines seiner Augen war zugeschwollen.

»Hauptmann Immerez sagt mir, man hat dich drunten in

Mirwellton gesehen und gehört, wie du mit den Leuten des Königs gesprochen hast. Du wolltest uns verraten, nicht wahr?«

Jeremiah antwortete nicht, und Großmutter betrachtete das als Bestätigung seiner Schuld.

»Der Hauptmann hat dich Gott sei Dank aufgehalten, bevor du uns ruinieren konntest«, sagte sie. »Unsere Geheimnisse weiterzugeben ist der schlimmste Verrat, den du begehen konntest. Warum? Warum wolltest du so etwas tun?«

Blutiger Speichel floss aus Jeremiahs Mund. Während des Verhörs waren ihm mehrere Zähne ausgeschlagen worden. Er brauchte einen Moment, um etwas zu sagen, und als er schließlich sprach, war es nur ein feuchtes Flüstern. »Ich glaube es nicht. Ich glaube nicht an den Sieg des Zweiten Reiches.«

Großmutter nahm sich gehörig zusammen, obwohl sie am liebsten geweint hätte. Sie hatte Jeremiah gekannt, seit er ein Kleinkind gewesen war, hatte ihn zusammen mit den anderen Kindern über die Gesetze des Reiches belehrt, und sie liebte ihn, wie sie sie alle liebte.

Bevor sie etwas sagen konnte, fuhr er fort: »Ich mag … mag mein Leben in Sacoridien. Brauche kein Reich.«

Großmutter hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten, aber sie konnte nicht abstreiten, dass er sie wirklich verraten hatte. Es war auch anderen zugestoßen, anderen Nachfahren von Arcosia, solchen, die sich dem Leben als Sacorider so gut angepasst hatten, dass sie das Reich aufgaben und sich von ihm abwendeten. Ganze Sekten hatten sich aufgelöst, andere waren verloren, weil sie so oft außerhalb der Gemeinschaft geheiratet hatten, dass man sie mied. Jene vom Blut, die sich abwandten, aber das Zweite Reich wahrscheinlich nicht verraten würden, wurden in Ruhe gelassen, in der Hoffnung,

dass sie es sich noch einmal anders überlegen würden. Aber um Leute wie Jeremiah, die in der Tat versucht hatten, sie zu hintergehen, kümmerte sie sich auf andere Weise.

»Du würdest dich von deinem Erbe und von allem, was es bedeutet, abwenden?« Ungläubig schüttelte sie den Kopf, und er widersprach dieser Anklage nicht. »Du hättest uns zerstört – deine Familie, deine Nachbarn, deine Leute.«

»Will nur meinen Hof«, brachte Jeremiah hervor. »Will mein Land nicht verlassen. Frieden haben. Sacoridien ist ganz in Ordnung. Brauche kein Reich.«

Großmutter schloss die Augen und holte tief Luft. »Du weißt, was das bedeutet, Jeremiah?«

»Ja.«

Ja, er würde es wissen. Alle wussten, worin die Folgen eines Verrats bestanden. Das Zweite Reich war so lange verborgen geblieben, weil es sich an die Regel strengster Geheimhaltung hielt. Die Strafen gegen jene, die dagegen verstießen, waren harsch, um ihr Geheimnis zu wahren.

»Jeremiah«, sagte sie, »mir bleibt nichts anders übrig, als dich zum Verräter zu erklären.«

Er erhob keinen Einspruch; er sagte überhaupt nichts.

»Waren noch andere in diese Ketzerei verwickelt?«, fragte sie den Hauptmann.

»Die Leute des Königs, mit denen er gesprochen hatte, wurden in einen Hinterhalt gelockt und getötet«, erwiderte er. »Sonst gab es niemanden. Wir haben ihn ausführlich verhört.«

Sie nickte. Jeremiah war deutlich anzusehen, wie ausführlich sie gewesen waren. »Das hast du dir selbst zuzuschreiben«, sagte sie zu ihm.

Er senkte den Kopf und akzeptierte damit seinen Untergang.

Großmutter winkte Lala zu sich und nahm ihren Wollkorb entgegen. »Sei ein braves Mädchen und hol mir meine Schale. Du weißt schon, welche.«

Lala nickte und trabte davon.

Großmutter schaute in ihren Korb und betrachtete ihre Wolle. Es gab Stränge, die dunkelrot gefärbt waren, dazu welche in Indigo und Erdbraun und ein kleines Knäuel Himmelblau. Sie nahm die rote Wolle, zog einen Faden von etwa Armeslänge heraus und schnitt ihn mit einem scharfen kleinen Messer ab, das sie an der Taille trug. Dann stellte sie den Korb weg.

Jeremiah wiegte sich zu ihren Füßen und murmelte Gebete. Auch wenn er seine Leute verraten hatte, hatte er doch den einen wahren Gott nicht zugunsten der vielen aufgegeben, die die heidnischen Sacorider anbeteten.

Von diesem Moment an ignorierte sie Jeremiah und konzentrierte sich auf ihre Wolle, die sie zu Knoten knüpfte. Kunstvolle Knoten, die ihre Mutter ihr beigebracht hatte, die auch die Mutter ihrer Mutter geknüpft hatte und die über die Jahrtausende durch die weibliche Linie ihrer Familie weitergegeben worden waren. Aber erst seit dem Sommer war Großmutter selbst in der Lage gewesen, die wahre Macht in die Knoten zu rufen.

Während sie arbeitete, zuckten um ihre Finger Funken auf, aber sie verbrannten die Wolle nicht. Die Lagerfeuer wurden schwächer und spuckten, als würde ihnen das Leben ausgesaugt.

»Nährt die Feuer«, wies sie Hauptmann Immerez an. Sie nahm kaum zur Kenntnis, dass er den Befehl an seine Untergebenen weitergab.

Mit jeder Drehung, jedem Fädeln der Wolle folgte sie der Überlieferung, sprach Machtworte, die einmal arcosisch ge-

wesen waren, aber nicht der arcosischen Sprache entstammten. Mit jedem Knoten band sie die Macht.

Die Energie der Lagerfeuer floss durch sie in die Knoten ein. Sie sah keine rote Wolle um ihre Finger gewickelt, sondern goldene Flammen. Ihr Feuer verbrannte sie nicht.

Als sie fertig war, hielt sie etwas in den Händen, was für nicht zur Macht Begabte wie eine Masse wirrer Wolle ausgesehen hätte. Für Großmutter war es eine Feuerkrone. Sie legte sie auf Jeremiahs Kopf.

»*Safir!*«, befahl sie, und die Krone flammte auf.

Es gab einfachere und direktere Möglichkeiten, Verräter hinzurichten, das stimmte, aber das hier war durch und durch arcosisch und daher angemessen. Die Annalen ihres Volkes berichteten, dass die Feuerkrone eine Möglichkeit war, einen Verräter zu bestrafen. Sie stellte auch ein abschreckendes Beispiel für jene dar, die vielleicht insgeheim daran dachten zu rebellieren. Sie mussten einfach die Macht und Autorität ihrer Oberen erkennen, wenn sie beobachteten, wie nichts als ein harmloses Stück Wolle zu einem schmerzvollen Tod führte.

Jeremiahs Haar schwelte und knisterte, dann verbrannte es. Das Garn sank in seinen Schädel und fraß gierig seine Haut, um seine Machtflammen zu nähren. Als Jeremiah zu schreien begann, steckte der Hauptmann ihm einen Lappen in den Mund, mit dem ein Soldat zuvor sein Schwert geölt hatte.

Rauch stieg aus Jeremiahs Kopf auf, und er verkrampfte sich und bog den Rücken durch. Seine Gesichtshaut wurde schwarz und warf Blasen, als die Flammen von innen nach außen brannten. Mit einem letzten erstickten Schrei fiel er nach vorn und starb.

»Ich muss jetzt schnell vorgehen«, sagte Großmutter, die sich fiebrig fühlte. »Lala? Da bist du ja. Die Schale bitte.«

Die Schale bestand aus unauffälliger Keramik, das Spinnennetz von Rissen in der Glasur war rostbraun gefärbt. Das Gefäß war immer für den Zweck genutzt worden, für den Großmutter es nun einsetzte. Es war ebenso über die weibliche Linie weitergegeben worden wie das Wissen um die Knoten. Lala stellte die Schale zurecht.

»Braves Mädchen«, sagte Großmutter. Sie hockte sich neben Jeremiah. Er hatte vielleicht versucht, seine Leute zu verraten, aber jetzt konnte er ihnen etwas geben, und vielleicht würde Gott ihm verzeihen und ihn auf die Wiese der Ewigkeit entlassen. Wirklich, sie hatte dem jungen Mann einen Gefallen getan – nun konnte er nicht mehr sündigen, und vielleicht hatte er noch nicht alle Aussichten auf das Paradies verloren. Sie stieß ihr Messer in die Arterie an seinem Hals und hielt die Schale bereit, um sein Blut darin aufzufangen.

Hauptmann Immerez wartete in der Nähe, während seine Männer sich der grotesken Szene fernhielten und nicht sahen, wie Jeremiah mit seinem geschwärzten, qualmenden Kopf ausblutete. »Ich habe Neuigkeiten für Euch, aber ich hielt es für besser zu warten, bis diese Aufgabe vollendet war.«

Großmutter warf ihm über die Schulter einen Blick zu. »Redet.«

Er nickte. »Ich habe gehört, dass das Pergament gefunden wurde.«

Großmutter lächelte. »Wie wunderbar!«

»Ja. Entsprechende Aktionen wurden in Sacor Euren Wünschen gemäß in Bewegung gesetzt, und wir sollten das Pergament bald erhalten.«

So traurig Jeremiahs Verrat und die Notwendigkeit seines Todes Großmutter machte, sie fühlte sich sogleich besser, als sie Immerez' Neuigkeiten hörte.

Es freute sie auch, dass Jeremiahs Blut nicht verschwendet war, sondern ihrer Sache helfen würde. Die so schlicht aussehende Schale würde das Blut warm und frisch halten, bis sie es benutzen musste. Ihre Freude wuchs, als die scharlachrote Flüssigkeit die Schale bis zum Rand füllte.

DAS BLAUE KLEID

Hohes Gras peitschte gegen die Beine des fliehenden Grünen Reiters. Er warf entsetzte Blicke über die Schulter, sein Atem war schwer und abgerissen, und hinter ihm dröhnten die Hufschläge des Verfolgers. Er blieb mit dem Zeh an einem Loch im Boden hängen und fiel hin. Verzweifelt riss er an den Grashalmen, um sich wieder hochzuziehen und weiter zu fliehen.

Und immer noch erklangen die Hufschläge stetig und gemessen, wurden nicht langsamer und folgten ihm unermüdlich und gnadenlos.

Der Reiter stieß einen erstickten Triumphschrei aus, als er die sichere Zuflucht direkt vor Augen hatte. Er warf sich zwischen den Zaunlatten hindurch und fiel seinem Hauptmann vor die Füße.

»Das ist nicht besonders gut gegangen, wie?«, stellte Laren Mebstone fest.

Auf der anderen Seite schaute der Grund für Bens Entsetzen aus großen braunen Augen auf ihn herab und schnaubte.

»Und ich nehme an, du bist zufrieden mit dir«, sagte Laren zu dem Wallach.

Rotkehlchen bewegte die Ohren nach vorn und schüttelte sein Zaumzeug, dann senkte er die Nase, um zu grasen.

Laren betrachtete Ben, der immer noch nach Luft schnappte, mehr aus Angst, nahm sie an, als weil er so erschöpft war.

Eines Tages würde er über seine unvernünftige Angst vor Pferden hinwegkommen müssen – es ging nicht anders! Was war ein Grüner Reiter ohne Pferd? Ein Grüner Läufer? Sie hatte keine Ahnung, woher die Angst des jungen Mannes kam. Als Heiler kümmerte er sich ohne zu zögern um die schmutzigsten und scheußlichsten Wunden, aber gesunde, intelligente Pferde jagten ihm furchtbare Angst ein. Die meisten Reiter *liebten* Pferde.

Karigan kam über die Wiese geschlendert, folgte Bens Weg und schnippte dabei ein paar Grasspitzen ab. Als sie Rotkehlchen erreichte, packte sie die Zügel und zog seine Nase aus dem Gras. Grüner Sabber triefte von seinem Gebiss.

»Heute waren wir schon besser«, berichtete Karigan. »Ben hat tatsächlich die Zehen in den Steigbügel gesteckt, um aufzusteigen.«

Laren nahm an, dass das wohl wirklich als Fortschritt zu bewerten war, aber sie teilte Karigans Optimismus nicht. Sie gewöhnte sich langsam daran, dass Karigan hier war, um ihr zu helfen, während Mara, ihre vor kurzem beförderte Oberste Reiterin, sich weiter von den schrecklichen Verbrennungen erholte, die sie sich im Sommer zugezogen hatte, als das Feuer die Reiterunterkunft zerstört hatte. Karigan kümmerte sich um die Bezahlung und Einteilung der Reiter und half Laren dabei, die neuen Reiter einzugewöhnen, die nun anscheinend jede Woche auf ihrer Schwelle erschienen. Bei dem Gedanken an weitere Reiter, die ihre Truppe verstärken würden, musste sie unwillkürlich lächeln.

»Es sah wirklich gut aus«, fuhr Karigan fort und bedachte Rotkehlchen mit einem strengen Blick. »Bis der hier sich entschloss, Ben aus dem Gleichgewicht zu bringen.«

Das Pferd stampfte, als eine Fliege auf seiner Schulter landete, und trug eine harmlose Miene zur Schau. Laren sah ihn

aus zusammengekniffenen Augen an und nahm es ihm nicht ab. Er sah aus, als hätte es ihm gefallen, Ben zu »jagen«.

»Ich denke, du bist für heute hier fertig«, sagte Laren zu Ben. »Du kannst den Nachmittag bei Meister Destarion verbringen.«

Die Erleichterung war Ben deutlich anzusehen. »Ja, Hauptmann.« Er wischte sich ein wenig Dreck von der Hose und ging auf die Burg zu, wo er im Heilerflügel arbeiten würde.

»Was werden wir mit ihm anfangen?«, fragte Laren, die ihm hinterhersah.

Karigan streichelte Rotkehlchens Hals. »Ihm Zeit lassen, denke ich. Er hat sein Leben dem Heilen von Kranken und Verletzten gewidmet und ist jahrelang ausgebildet worden, und jetzt wurden seine Pläne unvorhergesehen geändert.«

Laren betrachtete Karigan scharf, denn sie wusste, was für ein Kampf es für die junge Frau gewesen war, ihr Leben als Kaufmannstochter hinter sich zu lassen, um dem Reiterruf zu folgen, und wie sehr sie es abgelehnt hatte. Aber nun konnte sie nichts Ablehnendes mehr an Karigans Haltung wahrnehmen. Sie stellte einfach nur eine Tatsache fest.

Etwas hinter Laren erregte Karigans Aufmerksamkeit. Laren folgte ihrem Blick und sah, dass sich zwei gut gekleidete Herren näherten, von denen einer den Arm voller in Leinen gebundener Päckchen hatte, die fest verschürt waren.

»Wir suchen Karigan G'ladheon. Seid Ihr das vielleicht?«, fragte der Erste, ein kräftiger, untersetzter Bursche. Es war deutlich zu sehen, dass es sich bei dem anderen um einen Diener handelte, denn seine Kleidung war zwar gut gearbeitet, aber nicht so aufwendig wie die seines Begleiters.

»Was hat er denn jetzt vor?«, murmelte Karigan leise. Dann räusperte sie sich und sagte lauter: »Ich bin Karigan G'ladheon.«

Der Untersetzte, atemlos von dem kurzen Weg über das Palastgelände, sah Karigan einen Moment mit hochgezogener Braue an, dann legte er die Hand aufs Herz und verbeugte sich. »Guten Tag, Herrin. Ich bin Akle Mundoy, vom Clan Mundoy, von der Gilde. Zu Euren Diensten.«

Laren runzelte die Stirn. Sie nahm an, er sprach von der Kaufmannsgilde. Derjenige, nach dessen Absichten Karigan sich gefragt hatte, war wohl ihr Vater, Stevic G'ladheon, einer der Reichsten Kaufleute von Sacoridien.

Karigan ahmte Mundoys Verbeugung nach. »Gleichfalls.«

Mundoy nickte. »Ich bringe Euch eine Botschaft von Eurem werten Herrn Vater und eine von Bernardo Coyle von der Kaufmannsfamilie Coyle in Rhovani.«

Karigan starrte ungläubig die beiden Umschläge an, die Mundoy ihr reichte, einer versiegelt mit einem blauen und lila Band, das Laren sofort erkannte, denn sie hatte genug Briefe von Stevic G'ladheon geöffnet.

»Und es gibt auch Geschenke«, fügte Mundoy hinzu und deutete auf seinen Diener. »Reston wird sie zu Euren Räumlichkeiten bringen, wenn Ihr möchtet.«

»Zu meinem Zimmer«, verbesserte Karigan. »Nein, danke. Ich werde …« Dann warf sie einen Blick zu Rotkehlchen.

»Ich nehme ihn«, sagte Laren, und Karigan reichte ihr dankbar die Zügel und schlüpfte durch den Zaun.

Laren spürte, dass hier etwas nicht stimmte, dass dieser Kaufmann Mundoy sich anhand Karigans Aussehen und den Umständen ein Bild des Clans G'ladheon machen wollte. Warum trug sie Uniform? Wo war ihre Dienerin? Nur ein einziges Zimmer? Äußerlichkeiten mussten für Kaufleute ebenso wichtig sein wie für den Adel. Wenn Karigan nicht wohlhabend wirkte, würden sich Gerüchte verbreiten und vielleicht die Stellung des Clans schädigen.

»Habt Ihr einen Diener, der die Briefe tragen kann?«, fragte Mundoy.

Karigan behielt eine freundliche Miene bei, obwohl Laren ihr anmerkte, dass sie sich dazu zwingen musste. »Ich werde mich persönlich um die Päckchen kümmern.« Sie sprach eher den Diener an als seinen Herrn.

»Es ist ein ganzer Arm voll, aber nichts sonderlich Schweres, Herrin«, versicherte Reston ihr.

Karigan nahm seine Last entgegen, und Mundoy sagte: »Reston wird morgen wieder *herkommen* und Eure Antwort auf Meister Coyles Botschaft entgegennehmen. Guten Tag.«

Er stolzierte davon, dicht gefolgt von seinem treuen Diener. Karigan starrte beiden zornig hinterher.

»Fischhändler«, murmelte sie. Dann wandte sie sich an Laren. »Darf ich mich entschuldigen?«

Laren nickte, und Karigan ging auf die Burg zu. Nachdenklich streichelte der Hauptmann Rotkehlchens Hals. »Was glaubst du, worum es da ging?«

»Ich kann es einfach nicht glauben«, fauchte Karigan ein paar Stunden später. Sie hob das Kleid hoch an die Schultern, so dass Mara es vollständig sehen konnte. Es bestand aus saphirblauem Samt mit eingeprägtem Blättermuster. Je nachdem, wie das Licht darauf schien und wie der Stoff fiel, sah das Blau noch dunkler aus. Das Kleid hatte Puffärmel, die geschlitzt waren, so dass man die blaue Seide darunter sehen konnte, und Silberfäden glitzerten im Sonnenlicht, das durch das schmale Fenster einfiel.

Mara, die sich an den Kissenstapel auf ihrem Bett lehnte, lächelte. »Es betont deine Augen. Es ist wunderschön.«

»Aber …« Karigan runzelte die Stirn, denn ihr wurde klar, wie kleinlich sie sich anhören musste. Es konnte einen täu-

schen, hier neben Mara zu stehen, denn ihre dem Zimmer zugewandte Seite war unverändert und unverletzt, aber wenn man sie von vorn ansah, wirkte die andere Hälfte ihres Gesichts wie geschmolzenes, verzogenes Wachs, und das Haar auf dieser Seite war in seltsamen, lockigen Strähnen nachgewachsen. Die meisten ihrer Verbrennungen befanden sich an ihrer rechten Seite. Nur Bens Einschreiten und der Einsatz seiner magischen Heilkräfte hatten Mara ermöglicht, ihre Verbrennungen und die folgende Krankheit zu überleben. Tatsächlich erholte sie sich erstaunlich schnell, und Bens Fähigkeit hatte auch die Verstümmelungen ein wenig verringern können.

»Ja, es ist wunderschön«, gab Karigan zu. Ihr Vater hatte keine Kosten gescheut und zusätzlich zu dem Kleid Geld geschickt, damit sie es entsprechend ihrer Figur ändern lassen konnte. Es war eher die Absicht hinter dem Geschenk als das Kleid selbst, die sie nervös machte. Sie sackte auf den Sessel neben Maras Bett, und der Rock fiel ihr wie eine Decke auf die Beine.

»Und wer ist dieser Braymer Coyle?«, fragte Mara. »Sieht er gut aus?«

Karigan seufzte. »Ich habe keine Ahnung. Wir waren beide Kinder, als wir uns zum letzten Mal begegnet sind. Sein Vater ist wie der meine ein Textilienhändler, aber aus Rhovani; tatsächlich ist er einer von Vaters Hauptkonkurrenten. Braymer ist der Erbe des Familienbetriebs.«

Mara zog eine Braue hoch, die es nicht mehr gab. »Ich verstehe. Es geht also um mehr als darum, dass zwei alte Freunde ihre Kinder zusammenbringen wollen.«

Karigan nickte. »Ja, es geht um zwei Männer in mittleren Jahren, die sich um ihr Erbe sorgen und ihre Textilienreiche erweitern wollen.« Sie verdrehte die Augen. »Wenn Braymer

und ich miteinander auskommen, hoffen sie zweifellos auf eine … eine Heiratsverbindung.«

»Und ich dachte immer, Adlige wären die Einzigen, die sich wegen solcher Dinge Gedanken machten.«

»Es ist nicht das erste Mal, dass mein Vater versucht, eine passende Verbindung für mich zu finden, obwohl er mir nie eine Heirat aufzwingen würde, wie es in anderen Clans oft geschieht. Aber das hier …«, und sie hob zur Unterstreichung ihrer Worte eine Falte des Kleids hoch, »… das hier ist *ernst.*«

Mara verzog die Lippen zu einem amüsierten Lächeln, und in ihrem Blick lag eine Heiterkeit, wie Karigan sie dort lange nicht mehr gesehen hatte. »Ernster als Abenteuer im Schwarzschleier und Heimsuchungen durch Geister?«

»Danke, dass du es für mich zurechtrückst.«

»Keine Ursache. Einen Nachmittag in diesem wunderschönen Kleid auszugehen, und das am Arm eines wohlhabenden Mannes, wäre eine angenehme Abwechslung vom Säubern des neuen Reiterflügels. Neue Gesichter, andere Aussichten.«

Karigan nahm Maras unverbrannte Hand. »Es tut mir leid – manchmal denke ich einfach nicht nach. Wer bin ich, mich zu beschweren?« Mara hatte den Heilerflügel seit der Nacht des Feuers nicht verlassen und verließ auch kaum ihr Zimmer, seit sie heilte.

»Karigan G'ladheon, sei nicht albern. Dein Besuch hier hat meinen Tag wirklich verschönert und mir Gelegenheit gegeben, über etwas anderes als meine Behandlung nachzudenken. Mach dir keine Gedanken um mich – ich komme bald hier raus, und Hauptmann Mebstone beschäftigt mich bereits mit Papierkram.« Sie tätschelte einen Stapel Arbeit auf ihrem Nachttisch. »Du hast in diesem Sommer so viel durchgemacht und bist die letzte Zeit so traurig. Du hast einen Ruhetag verdient, einen Nachmittag, an dem du aus-

gehst, und wenn du zurückkommst, musst du mir *alles* erzählen.«

Also hatte Karigan doch nichts vor Mara verbergen können. Ja, sie war traurig gewesen und wütend, aber aus Gründen, die sie niemals erklären würde. Nicht einmal Mara. »Ich erwarte nicht, dass es besonders aufregend sein wird. Wir gehen in einen Teesalon an der Greifenstraße und dann ins Kriegsmuseum von Sacor.«

Karigan verließ den Heilerflügel und ging durch einen der Hauptflure des Schlosses; das Bündel des Samtkleids war beinahe zu groß für ihre Arme. Vor noch nicht allzu langer Zeit hatte sie nur in die Fußstapfen ihres Vaters als Kaufmann treten wollen und den Reiterruf abgelehnt, weil das den Kurs ihres Lebens so eindeutig ändern würde. Und jetzt war sie wütend auf ihren Vater, weil er versuchte, sie wieder zurückzuholen?

Sie hatte angenommen, er hätte endlich verstanden, dass sie im Augenblick als Grüner Reiter diente, als Botin des Königs, und dies ihr keine Zeit für ihre Rolle als Kaufmann ließ. Und jetzt gedachte er sie zu verheiraten? Selbstverständlich sprach er das nicht offen aus. Angeblich sollte sie Braymer Coyle bei seiner ersten Reise in die Stadt Sacor nur freundlich begrüßen. Das wurde unterstützt durch eine höfliche Bitte von Braymers Vater, seinem Sohn die Stadt zu zeigen, und dem Geschenk, mit dem er seine Bitte begleitete – ein zarter silberner Halsschmuck, der zu den Silberfäden ihres neuen Kleids passte.

Sie schnaubte. Die Väter steckten unter einer Decke.

Also gut, sie würde Maras Rat annehmen und sich einfach entspannen und die Abwechslung genießen. Sie würde sich ausruhen, beschloss sie. Keine Uniform, kein Schwert, keine Feinde.

Und Mara hatte recht – sie war wirklich traurig gewesen.

Karigan wurde aufgehalten von einer Gruppe junger Aristokratinnen, die sich im Flur drängten. Nachdem König Zacharias seine Verlobung mit Lady Estora angekündigt hatte, waren Verwandte der Coutres aus allen Himmelsrichtungen zum Schloss gekommen, und es wurden immer mehr – die Provinz Coutre musste inzwischen eigentlich ziemlich leer sein.

Die Frauen lachten und waren guter Dinge. Karigan staunte, wie die Ankündigung einer Heirat Leute zu Einfaltspinseln machen konnte. Die Tatsache, dass es um die Hochzeit des *Königs* ging, machte es nicht gerade besser, und es war, als breite sich im ganzen Land der Schwachsinn aus.

In der Mitte all der modischen Gewänder und des Gelächters befand sich eine, die mit ihrem langen goldblonden Haar und der beeindruckenden Figur jeden überstrahlte. Lady Estora Coutre wirkte nicht albern oder dumm – alles andere als das. Sie machte einen gelassenen Eindruck, und wenn die anderen kicherten, lächelte sie nur distanziert. Es war beinahe, als bewege sie sich in einer anderen Welt als die anderen.

Es hieß, Lady Estora sei die größte Schönheit des Landes, und viele nervöse Bewerber waren gekommen und gegangen, waren von ihrem Vater abgewiesen worden, der für seine erstgeborene Tochter keinen anderen Bräutigam akzeptieren wollte als den Hochkönig selbst.

In diesem Augenblick drehte sich Estora um, als spüre sie Karigans Blick, und sah ihr in die Augen. Karigan drückte das Kleid an die Brust und schnappte nach Luft.

»Karigan?«, fragte Estora.

Einige Frauen aus dem Schwarm hielten inne, um zu sehen, mit wem sie sprach.

Karigan atmete wieder aus, drehte sich auf dem Absatz um und ging in die Gegenrichtung davon.

»Wie unhöflich«, stellte eine der Adligen laut fest. »Was wollt Ihr denn mit einer Gemeinen, die sich so verhält?«

Karigan hörte Estoras Antwort nicht mehr. Sie waren Freundinnen gewesen, aber seit die Verlobung angekündigt worden war, hatte Karigan einfach nicht mehr mit Estora sprechen oder ihr auch nur gegenübertreten können.

Sie nahm einen umständlichen Weg durch das Dienstbotenquartier des Schlosses, kam an Köchen, Wäscherinnen und Kurieren vorbei. Hier fühlte sie sich angenehm unauffällig, unter Leuten ihrer eigenen Art. Es bestand keine Gefahr, Estora noch einmal zu begegnen, und ganz bestimmt kein Risiko einer Begegnung mit König Zacharias.

GREIFENSTRASSE

»Sieh dich nur an«, sagte Tegan ehrfürchtig. »Wunderschön!«

Sie hielt den Spiegel so, dass Karigan sich besser sehen konnte, aber er war zu klein, um viel zu erkennen. Sie würde Tegan wohl glauben müssen, dass sie sich nicht blamieren würde.

Karigan hatte viel Hilfe dabei gebraucht sich vorzubereiten – das hier war nicht die schlichte Kleidung ihrer Mädchenzeit, sondern ein kompliziertes System von Unterkleidern, Polstern, Schichten von Röcken, und dann all diese Schnüre, die alles zusammenhalten mussten. Das Schlimmste war dieses elende Fischbeinkorsett, das Tegan so fest geschnürt hatte, dass es Karigans Innereien zusammenquetschte und das Narbengewebe einer relativ frischen Stichwunde schmerzen ließ. Es drückte ihre wenig bemerkenswerte Brust hoch zu etwas … Erstaunlichem. Zum Glück hatte die Schneiderin in der Stadt das Mieder mit dem tiefen Ausschnitt so geändert, dass es nun hervorragend passte. Ein Irrtum beim Maßnehmen hätte viel zu viel enthüllt.

Was hatte ihr Vater sich nur gedacht, ihr ein solches Kleid zu schicken? Offensichtlich wollte er Braymer Coyle mit ihren, äh, weiblichen Reizen beeindrucken. Oder vielleicht, nur vielleicht, hielt er sie auch nicht mehr für ein kleines Mädchen.

Umschlossen von dem Kleid und seinem aufwendigen Drumherum, stellte Karigan fest, dass sie weder atmen noch sich bewegen konnte und dass die diversen Röcke sich anfühlten, als wögen sie hundert Pfund. Die Schuhe, die aus Seidenbrokat bestanden, der eingefärbt worden war, um zum Kleid zu passen, hatten dünne Holzsohlen und waren mit Silberschnallen an ihren Füßen befestigt. Das alles ließ die Füße zierlich aussehen, aber es zwängte auch Karigans Zehen ein und machte das Gehen zu einem gefährlichen Unternehmen. Sie warf einen sehnsuchtsvollen Blick zu ihren geschmeidigen Reitstiefeln, die neben dem Kleiderschrank Habtacht standen, und hoffte, dass sie diesen Tag überleben würde, ohne sich etwas zu brechen.

Als Tochter eines Kaufmanns hatte sie immer Kleidung aus den besten Stoffen und der neuesten Mode entsprechend getragen; während ihrer gesamten Kindheit hatte sie die weltgewandten Frauen bewundert, die in ihren eleganten Kleidern durch Korsas exklusivstes Einkaufsviertel schlenderten und sich zu gesellschaftlichen Anlässen trafen. Damals hatte sie es kaum erwarten können, alt genug zu sein, um sich ihnen anzuschließen, und sie hatte Kleider im Kopf gehabt genau wie dieses hier, das sie jetzt gefangen hielt. Was hatte sie sich dabei nur gedacht?

»Ich komme mir vor wie ein bauschiger blauer Klops«, sagte sie und strich mit der behandschuhten Hand über den geprägten Samt. Selbst ihr Kopf fühlte sich seltsam an, denn ihr Haar war hochgesteckt und wurde von einer ganzen Rüstkammer voll Nadeln, Kämmen und Bändern an Ort und Stelle gehalten. Wahrscheinlich war all das Metall etwa so schwer wie ihr Säbel.

»Das Blau ist wunderbar.« Tegan betrachtete Karigans Kleid begeistert. Sie stammte aus einem Färberclan und wuss-

te, dass sie es mit Qualität zu tun hatte. Es war sogar durchaus möglich, dass die Farbe für den Stoff von ihrem Clan gekommen war. »Oh, wir dürfen den Halsschmuck nicht vergessen«, sagte sie. Sie öffnete das dekorative Porzellanetui, in dem sich der Schmuck befand, und holte die silberne Kette mit dem Halbmond-Anhänger daran heraus.

Karigan war überrascht, dass Braymer sich für das Symbol des Gottes Aeryc entschieden hatte, eines Gottes, der überwiegend in Sacoridien angebetet wurde. Rhovaner zogen die Sonnengöttin Aeryon vor. Braymers Vater dachte vielleicht, dass sie ein religiöser Mensch sei und dieser Anhänger ihr Freude machen würde. Oder vielleicht waren die Coyles religiös, und Karigans Vater hatte ein bisschen übertrieben, wenn er über den Clan G'ladheon sprach, um sie zu beeindrucken. Das würde Karigan nicht gerade überraschen.

Tegan schloss die Kette um Karigans Nacken. Der einzige andere »Schmuck«, den sie trug, war ihre Reiterbrosche. Es war nicht einfach gewesen, eine Stelle zu finden, wo sie sie anbringen konnte. Normalerweise trug sie sie an ihrer Uniform, direkt über dem Herzen, aber im Augenblick gab es in diesem Bereich nicht genug Tuch, um etwas zu halten, also hatte sie sie an der Schulter befestigt. Das war eine merkwürdige Platzierung, und das besondere Wesen der Brosche würde bei Bedarf ihre wahre Gestalt für alle anderen außer den Grünen Reitern unsichtbar machen.

Tegan half, einen passenden Schal um Karigans Schultern zu drapieren, und reichte ihr einen zierlichen Beutel. Dann bat sie Karigan, sich langsam einmal um ihre eigene Achse zu drehen.

Tegan klatschte entzückt. »Du bist …« Sie hielt inne, als fehlten ihr die Worte. »Du bist vollkommen verändert. Du … du überstrahlst sogar Lady Estora!«

»Übertreib nicht, Tegan.«

»Ehrlich, du siehst hinreißend aus! Eine Dame von Adel.«

»Oh-oh.« Karigan musste lächeln, weil sie wusste, wie ihr Vater auf ein solches Kompliment reagieren würde. Stevic G'ladheon hatte nicht viel für Aristokraten übrig.

»Es wird spät«, sagte Tegan. »Du solltest vielleicht zum Burgeingang gehen.«

Karigan verzog das Gesicht. »Ich bin nicht sicher, ob ich mich bewegen kann.« Der Weg zum Burgeingang kam ihr plötzlich wie eine Herausforderung vor, obwohl sie normalerweise nicht einmal daran gedacht hätte, ihn für schwierig zu halten. Sie holte tief Luft und wackelte in den Flur hinaus.

Alles im Flur erstarrte. Reiter, die sich unterhalten hatten, schwiegen augenblicklich. Andere, die einfach nur vorbeikamen, blieben wie angewurzelt stehen. Wer immer gerade irgendwelchen Beschäftigungen nachging, hielt inne und glotzte Karigan an. Besonders die Männer.

Tegan drängte sich um Karigans Rock herum durch die Tür. »Es ist mir ein Vergnügen, Eure Reiterschaft Lady Karigan, vorzustellen.«

Die Reiter johlten und klatschten, und einige Frauen machten begeisterte Bemerkungen über das Kleid. Karigan war vollkommen verblüfft, und sie wusste nicht, was sie sagen oder tun sollte, außer zutiefst zu erröten.

Yates drängte sich vor und verbeugte sich mit boshaftem Grinsen, dann bot er ihr den Arm. »Würdet Ihr mir die Ehre erweisen, Euch von mir zum Burgeingang eskortieren zu lassen, Eure Reiterschaft?«

An jedem anderen Tag hätte ihm das eine sarkastische Antwort eingebracht, aber diesmal war Karigan tatsächlich erleichtert und nahm den angebotenen Arm. So würde es ein

bisschen einfacher sein, in den elenden Schuhen zu gehen, wenn sie sich auf jemanden stützen konnte.

Wie schafft Estora das nur jeden Tag? Für viele adlige Damen war das hier eine mehr als alltägliche Aufmachung, auch für Estora, die selbst in Lumpen elegant ausgesehen hätte.

Yates war ein vollendeter Gentleman, als er sie durch die Burgflure führte. Es gab viele Gerüchte über Yates und seinen Erfolg bei Frauen, die vielleicht der Wahrheit entsprachen oder auch nicht, aber Karigan war sicher, dass mindestens die Hälfte der Burgbewohner sie zusammen sah und das zu neuen Gerüchten führen würde – etwas, das Yates ganz bestimmt nicht störte.

Auf dem Weg, der sich schier endlos anfühlte, zogen sich immer wieder Männer – Soldaten ebenso wie Höflinge – mit Verbeugungen zurück und machten ihnen Platz. Karigan spürte ihre Blicke noch lange, nachdem sie an ihnen vorbeigekommen war, und wieder stieg Wärme in ihre Wangen. Und dann die Blicke, die sie von Frauen erhielt! Einige dieser Leute hatten sie schon hundertmal gesehen, wenn sie ihren normalen Pflichten nachging, aber jetzt schienen sie sie nicht zu erkennen. Vielleicht lag das daran, dass sie in Uniform nur eine weitere Dienerin war, unwichtig und leicht zu übersehen. Sie biss sich nervös auf die Unterlippe und hatte plötzlich das Gefühl, sich als etwas verkleidet zu haben, das sie nicht war.

Tatsächlich gingen viele Höflinge in ihren besten Sachen und beladen mit glitzerndem Schmuck in die gleiche Richtung.

»Es gibt heute eine Gartenparty, um die Verlobung von König Zacharias und Lady Estora zu feiern«, berichtete Yates.

Genau das, was sie hören wollte.

Sie suchten sich ihren Weg durch die immer größer wer-

dende Menge von Adligen, um den Burgeingang zu erreichen. Einige dieser Leute hatten sich mit schweren Parfums offenbar regelrecht begossen. Karigan keuchte in der erstickenden Luft und stieß das bisschen Atem aus, das sie in ihre von diesem teuflischen Korsett zusammengequetschte Lunge saugen konnte.

Schließlich ließen sie die Adligen hinter sich und kamen zu den Stufen des Haupteingangs der Burg und in die frische Luft. Karigan blinzelte in die Sonne und dankte den Göttern, dass es nicht regnete. Sie glaubte nicht, dass der Samt ihrer lächerlichen Schuhe Nässe verkraften würde. Es war ein schöner, milder Herbsttag, nicht zu heiß und nicht zu kalt. Noch ein Segen.

An der Einfahrt standen zahllose schimmernde Kutschen mit Paaren zusammenpassender Pferde, deren Geschirr ebenfalls nur so blitzte. Stallknechte und Kutscher standen bereit, um den adligen Passagieren in ihre Kutschen zu helfen.

»Oh-oh«, sagte Karigan.

»Was ist?«, fragte Yates.

»Ich weiß nicht, welche Kutsche Braymer gehört. Ich weiß nicht mal, wie Braymer aussieht.«

Dann fuhr eine elegante schwarze Kusche, gezogen von wie Zwillinge aussehenden schwarzen Pferden, an den anderen vorbei. An der Kutsche befand sich eine kleine, aber deutlich erkennbare Fahne mit der Sonne von Rhovani. Die Passagiere waren zwei gut gekleidete Herren.

»Könnte er das da sein?«, fragte Yates und zeigte auf die Kutsche.

Karigan zuckte mit den Achseln. »Es könnte auch ein rhovanischer Adliger sein, der zum Fest gekommen ist.«

»Aber alle anderen fahren auf die Burg zu und nicht von ihr weg.«

»Stimmt.«

Die beiden Herren steigen aus, einer älter, der andere jünger; beide schienen nicht so recht zu wissen, was sie mit der Menschenmenge am Eingang anfangen sollten. Karigan hatte keine Ahnung, wie Braymer aussah, und er wusste auch nicht, wie sie aussehen würde.

»Ich denke schon, dass er das ist«, sagte sie zu Yates und zeigte auf den Jüngeren von beiden. Sie setzte dazu an, auf den Mann zuzugehen, aber Yates, eine Hand an ihrem Arm, hielt sie auf.

»Gestatte mir«, sagte er.

Bevor sie Einspruch erheben konnte, war er die Stufen zur Einfahrt hinuntergesprungen und grüßte die beiden Herren. Selbst aus dieser Entfernung konnte sie sehen, wie Yates den jüngeren Mann betrachtete, ihn von oben bis unten abschätzend ansah, wie es ein beschützerischer älterer Bruder tun würde. Karigan musste ein Lachen unterdrücken.

Bald schon kehrte Yates mit den beiden Männern zurück. Braymer hatte sich recht gut gemacht, fand sie. Er hatte dunkles Haar, dunkle Augen und bräunliche Haut wie viele Rhovaner, und er sah recht gut aus. Sein jettschwarzer Frack und eine cremefarbene Seidenweste zeugten von schlichter Eleganz. Er war eindeutig wohlhabend, aber nicht protzig. Einige Kaufleute demonstrierten ihren Reichtum gern mit grellen Farben und Edelsteinen, aber sie war froh zu sehen, dass die Coyles nicht dazugehörten.

Er grinste breit, als er näher kam, und sie stellte fest, dass sein Lächeln ihr gefiel. Leichtfüßig schritt er die Treppe herauf und stellte sich auf die traditionelle Art der Kaufleute vor, mit einer Hand auf dem Herzen und einer tiefen Verbeugung.

»Seid gegrüßt, Karigan G'ladheon. Ich bin Braymer Coyle,

zu Euren Diensten.« Er beherrschte die Allgemeine Sprache makellos.

Einen schrecklichen Augenblick wusste Karigan nicht, ob sie sich ebenfalls verbeugen oder lieber knicksen sollte, was damenhafter gewesen wäre. Eine Verbeugung hätte sie aus dem Gleichgewicht bringen können, und dann wäre sie die Treppe hinuntergefallen. Vielleicht würden Braymer oder Yates sie auffangen. Am Ende hielt sie es für das Beste, ein solches Schauspiel zu vermeiden, und sie vollzog einen Kompromiss zwischen einem Knicks und einer Verbeugung.

»Und ich zu Euren«, erwiderte sie.

Dann nahm er ihre behandschuhte Hand und küsste sie, und ganz plötzlich überfiel sie die Vorstellung, eine Prinzessin zu sein, und er war ihr Prinz. Selbst die Leute direkt neben ihnen verbeugten sich oder knicksten.

Verbeugen? Knicksen? Sie sah sich erschrocken um und musste entdecken, dass König Zacharias und Lady Estora, flankiert von ernst dreinschauenden Waffen in Schwarz, ebenfalls auf die oberste Stufe gekommen waren.

Etwas in ihr welkte. Es wurde ringsumher unbehaglich still, wenn man von einem einzelnen Hufkratzen in der Einfahrt und dem leisen Scharren von Füßen einmal absah. Scheinbar eine Ewigkeit blieb es so, bis Karigan sich genügend gefasst hatte, um vor ihrem König zu knicksen.

Dem Mann, der ihr gesagt hatte, dass er sie liebte.

Braymer, der immer noch ihre Hand hielt, ließ sich auf ein Knie nieder, sobald er erkannte, dass er sich vor dem Hochkönig von Sacoridien befand.

Karigan konnte kaum etwas anderes sehen als König Zacharias und seine Herbstfarben, als die Sonne den Reif aufblitzen ließ, den er im rötlichbraunen Haar trug. Sie starr-

ten einander an, als wären sie vollkommen verblüfft über das Tageslicht.

Es war Lady Estora, die schließlich das Schweigen brach. »Karigan!« Sie kam auf die Reiterin zu – ohne ein Problem beim Gehen, wie Karigan bemerkte – und klatschte in die Hände. »Dein Kleid! Und wie du aussiehst! Wunderschön!«

Karigan brauchte einen Moment, um ihren Blick vom König loszureißen und Estora mehr als flüchtige Aufmerksamkeit zu gönnen, und sie hätte beinahe geschnaubt, denn Estora mit ihrem goldblonden Haar war strahlend schön wie immer, die schönste Frau von Sacoridien. Im Vergleich dazu sah Karigan gewiss aus wie ein Bauernkind in Lumpen.

»Karigan?«, fragte der König ungläubig. »Ich meine, Reiter G'ladheon?«

Karigans Wangen und der Hals glühten, und selbst auf dem entblößten Teil ihrer Brust hatte sie wahrscheinlich rote Flecke.

Der König räusperte sich. »Ich – ich wusste nicht, dass Ihr heute Abend an Lord Meeres Gartenparty teilnehmen würdet.«

Karigan zog leicht an Braymers Hand, damit er aufstehen würde. »Das tun *wir* auch nicht, Sire.« Sie warf einen bedeutungsvollen Blick zu Braymer.

Der König zog die Brauen verwirrt zusammen und strich sich über den Bart.

Yates, der spürte, dass etwas hier nicht in Ordnung war, aber nicht wusste, worum es ging, mischte sich ein. »Entschuldigt, Euer Hoheit, aber keine dieser Kutschen wird sich bewegen können, wenn wir Meister Coyles Kutsche nicht von hier wegbringen.«

Das stimmte nicht unbedingt, aber Karigan war froh über die Hilfe.

Der König, der wirkte, als hätte ihn der Anblick von Karigan in etwas anderem als Grün so gut wie gelähmt, machte eine schwächliche Geste. »Selbstverständlich. Geht nur.«

Mit einer weiteren Verbeugung führte Braymer Karigan die Treppe hinunter und zu seiner wartenden Kutsche, und der ältere Herr, sein Diener, folgte ihnen auf dem Fuß. Karigan war angesichts der Zuschauer schon erleichtert, dass sie in diesen blöden Schuhen nicht allzu heftig gewackelt hatte oder gar hingefallen war. Der Kutscher und Braymer machten das Einsteigen für sie so mühelos wie möglich.

Als alle saßen, berührte der Kutscher den Rücken des Gespanns mit den Zügeln, und die Pferde trabten sofort los. Karigan warf noch einen letzten Blick auf den König, der sie von der obersten Treppe her beobachtete. Er fragte sich wohl, wieso sie so gekleidet war, wohin sie ging und wer der junge Mann war, der sie begleitete.

Gut, dachte sie, nicht ohne ein gewisses Maß an boshafter Zufriedenheit.

Die Fahrt erwies sich als eher steif, weil Styles, Braymers Kammerdiener, Karigan strengstens beäugte. Er fragte nach Karigans Anstandsdame, denn die junge Dame wurde doch zweifellos von einer begleitet, und als sie ihn informierte, dass sie keine hatte, grunzte er missbilligend und sagte in schnellem Rhovanisch etwas zu Braymer. Braymers Erwiderung war barsch.

Karigan beherrschte nicht viel Rhovanisch, aber sie hatte verstanden, worum es bei diesem Austausch ging. Rhovani war erheblich konservativer in Bezug auf seine Ideen und Bräuche und den Platz einer Frau als Sacoridien. Die Frauen arbeiteten vielleicht auf den Feldern, brachten endlos Kinder zur Welt oder kümmerten sich um Land und Haushalt eines Mannes, während er irgendwo anders »Geschäften« nach-

ging; aber nur äußerst selten waren Frauen selbst Inhaber eines Geschäfts, und ganz sicher dienten sie dem König nicht in Uniform, wie es Karigan tat. Frauen mit Schwertern wurden für unanständig gehalten; wenn eine von ihnen diesbezügliche Absichten äußerte, betrachtete man sie als geisteskrank und behandelte sie auch so.

Rhovani tolerierte, dass Frauen in Sacoridien eine wichtigere Rolle spielten. Es blieb dem Land auch nichts anderes übrig, wenn es zu seinem Nachbarn politische und Handelsbeziehungen unterhalten wollte. Rhovani kannte auch die Geschichte von Sacoridien: Frauen und sogar Kinder hatten im Langen Krieg zu den Waffen gegriffen, um das dezimierte Land vor den Legionen von Mornhavon dem Schwarzen zu verteidigen, nachdem so viele Männer auf dem Schlachtfeld umgekommen waren. Das hatte die Position der Frauen neu bestimmt, aber obwohl diese sich nun entscheiden konnten, ob sie in der traditionellen Rolle verharren, Geschäfte abschließen oder der Monarchie dienen wollten, trug nur eine Minderheit von ihnen Schwerter.

Rhovaner waren höflich, was diese Dinge in Sacoridien anging, aber das bedeutete nicht, dass sie ihnen gefielen oder sie sie billigten. Styles tat das eindeutig nicht, und Karigan war sicher, dass die Abwesenheit einer Anstandsdame sie in seinen Augen sofort unter die »leichten Mädchen« einreihte, wie es dem rhovanischen Standpunkt entsprach. Sie fragte sich, was Styles wohl denken würde, wenn er sie in Uniform sähe, mit ihrem Säbel an der Seite. Das Bild, das sie bei diesen Überlegungen vor sich sah, ließ sie lächeln, und sie kam zu dem Schluss, dass dies ein interessanter Nachmittag werden könnte.

Die Kutsche rumpelte über das Kopfsteinpflaster der Hauptstraße von Sacor, des Gewundenen Wegs, auf die Greifen-

HEYNE

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Kristen Britain

Der schwarze Thron
Reiter-Trilogie 3
Roman

eBook
ISBN: 978-3-641-07719-8

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Abenteuerlich und märchenhaft, spannend und magisch

Der fulminante Höhepunkt der Reitersaga: Eigentlich könnten für Karigan nun endlich ruhigere Zeiten anbrechen. Denn die Gefahr, die vom Geist des machtbesessenen, wahnsinnigen Mornhavon ausging, ist zumindest vorerst gebannt. Doch noch immer ist die königliche Reitergarde mit dem gebrochenen Grenzwall beschäftigt, der zu einem Einfallstor der schwarzen Magie wurde, die seitdem Sacoridia bedroht. Tag und Nacht bewachen die Reiter den Wall und durchstreifen das Land, auf der Suche nach längst vergessenen Bannsprüchen, die den Schaden wieder beheben könnten.

Dabei lassen sie einen ganz anderen Feind außer Acht, der bereits näher ist, als sie ahnen. Denn die Nachkommen derer, die in der großen Schlacht vor über tausend Jahren auf Seiten von Mornhavon kämpften, haben ihre Niederlage noch nicht verwunden und sinnen auf Rache. In einem von den dunklen Zauberkräften geschwächten Land hat ihre Stunde geschlagen …

Wird Karigan auch diesmal das Schlimmste verhindern können?